

ERINNERUNG an die Welt von Kosthaus und Fabrik, mit Blick auf «Anno 1914» im TV

Schmutzbengel und Madame

Wie lange dauert es, bis eine Epoche vergangen ist? Wir sagen: fünfzig Jahre. Wie lange dauert es, bis eine vergessene Epoche wieder ins Bewusstsein rückt?

Das Schweizer Fernsehen sagt: zweimal fünfzig Jahre. Das wären dann hundert, sofern wir richtig gerechnet haben. Es ist freilich einerlei, wie wir rechnen; die Erinnerung hat ihre eigenen Zeitintervalle, das private Gedächtnis genauso wie das kollektive. Nach Zahlen kann man sich immerhin richten. Vor hundert Jahren brach der Erste Weltkrieg aus. Nicht nur beim Fernsehen bot es sich an, den Blick darauf zu richten, was das für eine Welt hierzulande gewesen war: «Anno 1914», wie die tägliche Doku-Repo-Soap nun heisst. Sie läuft seit Anfang dieser Woche.

Fabrik, Kosthaus, Villa - so sah die Lebenswelt im Jahr 1914 aus

Jene Welt war mit einem einzigen Blick zu umfassen: Fabrik, Kosthaus, Villa. Diese Eckpfeiler lagen nur wenige Schritte auseinander. Der Fabrikant sah vom Fenster seiner Villa aus auf die Schlotte seiner Fabrik und auf die Häuser der Fabrikler, sogenannte Kosthäuser mit Dutzenden enger Wohnungen, die ebenfalls ihm gehörten. Wenn die Sirene seine Büezer zur Schicht piff, beobachtete der Fabrikant beim Morgekäffeli, die «NZZ» unterm Arm, wer draussen säumte. Ruhten die Büezer dann endlich aus nach einem «gschaffigen Leben», konnten sie vom Friedhof aus noch einmal mit einem Blick die ganze Welt umfassen, darin ihr ganzes Leben sich erschöpft hatte: Fabrik, Kosthaus, Villa. Dafür hatten sie tausend, siebentausend, zehntausend Tage unter die Stechuhr geschoben und sich jeden Schichtantritt eisern stechen lassen. Das waren die Schattenheere der Industrieerschichte. Schatten, die nur als Menge in Erinnerung blieben, nicht als einzelne Gestalten.

Der hier angeschlagene bittere Ton mag den aktuellen Bildern des Schweizer Fernsehens widersprechen. Fernsehen hat gegenüber der Realität den Vor- und Nachteil, glamourös zu wirken. Faszinierend, aber falsch. Das macht das Medium so triumphal und ist gleichzeitig sein unablässiger Fluch. Welch dokumentalistischer Aufwand wurde vom Schweizer Fernsehen dieses Jahr nicht betrieben! Ein riesiger Aufwand mit viel Sachverstand, eindrucklich, staunenswert. Es war diese Woche darum ein unfairer Sport, als Zuschauer



Max Dohner
«Bitternis halten wir für absolut gerechtfertigt beim Blick zurück auf die Fabrik. Nicht einmal die Kindheit mildert das.»

Details aufzuspiessen, welche den Spezialisten vom TV-Setting entgangen sind: Die Büezer Tochter hat auf Neu-Denglisch «Money» gesagt! Der Fabrikantensohn wollte - genderkonform wie 2014 - kurz aufstehen, als die Hausmamsell eintrat! Im Treppenhaus der Villa hing Karl Marx! Zwar wird auf die Härten des Alltags vor hundert Jahren fast bis zum Überdruß hingewiesen. Trotzdem - es bleibt auch hier beim Fluch: Sepiabrauner Glamour umflort die Szenenfolgen, alles wird umschmeichelt von Nostalgie. Begünstigt sicher auch durch biedere oder hölzerne Schauspieler-Dialoge. Die Fernsehleute können dagegenhalten, was sie wollen: Es bleiben Webstuhl-Kamellen mit Onkel Fabrikant und Kumpel Büezer.

Die bittere Realität von 1914 reichte bis an die Zürcher Goldküste

Deshalb halten wir Bitternis für absolut gerechtfertigt beim Blick zurück. Umso mehr, wenn man sich vor Augen hält, was wir eingangs angetönt haben: Das alles ist gar nicht hundert Jahre her. Sondern sozusagen erst seit gestern vorbei (im Vergleich zum Atem der Geschichte). Vor fünfzig Jahren war all das - Fabrik, Kosthaus, Villa - noch genauso mit nur einem Blick zu umfassen. War kein telegen aufgepepptes Museum, sondern nach wie vor bittere Realität. Selbst in Gegenden, wo man es heute nicht im Traum vermuten würde. Etwa an der Zürcher Goldküste, diesem Glitzerband beispiellos Protzsucht von Parvenüs, Steuergünstlingen und Bonzen.

Vor 50 Jahren war das noch anders. Da faulente der Büezerbub in der Astgabel einer Blutbuche im Villenpark. Derselbe, der heute darüber schreibt: als «Löli-Akademiker» und «Bürofurzer», wie Fabrikler solche Leute zu nennen pflegten. Ich hatte «nichts Gescheiteres» zu tun: Alle meine Schulkameraden verkauften 1.-August-Abzeichen, bettelten noch immer von Tür zu Tür bis in die Nacht, um das Blech loszuwerden. Nur der Sohn des Schichtheizers hatte in einem Gang seinen ganzen Karton verhöckert. Er klingelte bei der Fabrikantenvilla, gleich neben der Buche: barfuss, Flickchen an der Hose. Wie beabsichtigt zeigte Madame sofort Erbarmen oder Scham wegen ihres Gatten, seiner Ausbeutung und den Folgen: schmutzige Kinder! Es war jener Vorteil, den nur das Kosthaus lieferte. Alle anderen Häuser hatten Fernsehen.

@ max.dohner@azmedien.ch

KOMMENTAR

Nostalgie weicht bald wieder dem Durst

Mit Schlör hört ein Getränkeproduzent auf, der im Aargau seit Generationen ein Begriff ist. Es ist nicht falsch, wenn die erste industrielle Mosterei der Schweiz im Internet über sich schreibt, Schlör sei in den 1920er-Jahren «zum Inbegriff für Süessmost» geworden.

Der Verlust der sympathischen Marke Schlör, das Ende eines kleinen Wirtschaftswunders im Oberwytental, wird bedauert.



von Thomas Röthlin

Die aargauische Grossmosterei Schlör stellt die Produktion ein, Ramseier verleiht ihre Marken ein.

Schliesslich haben wir Konsumenten in den vergangenen Jahren ein besonderes Bewusstsein für Produkte aus dem unmittelbaren Umfeld entwickelt. Der Lebensmitteliense Migros befriedigt diese Bedürfnisse mit einem entsprechend erfolgreichen Label. Auch Schlör setzte auf Obst aus der Region, etwa aus dem Seetal - doch für den Winzling im Getränkemarkt rechnete es sich vor allem wegen des Wandels in der Gastronomie nicht mehr.

An der Ramseier-Schorle, zu der die hiesigen Mostäpfel künftig gepresst werden, werden wir uns trotzdem nicht verschlucken. Eine Zeit lang werden wir dem «Schlörli» nachtrauern - dann werden uns auch die Produkte des grössten Schweizer Obstsaftproduzenten erfrischen. Oder essen Sie etwa keine Toblerone mehr, nur weil sie zum internationalen Lebensmittelkonzern Mondelez International gehört?

Bitter ist die Schliessung der Produktion bei Schlör für die Mitarbeiter, die ihre Stelle verlieren. Umständlich mag sie für die Lieferanten sein, die ihr Mostobst woanders abladen müssen. Für nostalgische Kundinnen und Kunden ist die Sache bald gegessen beziehungsweise getrunken.

@ thomas.roethlin@azmedien.ch

POLEMIK

Zu jung und viel zu wenig krank

Es gibt auch ein Leben vor dem Tod. Mal ist es kürzer, mal länger. Wer das Glück hat, seine Tage auf diesem Planeten in der medizinisch hoch entwickelten Schweiz verbringen zu dürfen, kann mit Zusatzschlaufen rechnen. Dabei hat schon mal ein Knie- oder Hüftgelenk seinen Dienst erfüllt und muss ausgewechselt werden. Bis ins hohe Alter werden solche Eingriffe erfolgreich vorgenommen. Zur grossen Freude der Betroffenen, die damit ihre Mobilität zurückgewinnen. Zuvor sind in der Regel ausgedehnte Rehabilitations-Aufenthalte angesagt, die von Krankenkassen anstandslos berappt werden. Das ist alles ganz toll, keine Frage. Wesentlich weniger toll ist der Fall des 35-jährigen Kollegen, dem dieser Tage aus dem Nichts heraus ein Tumor in Wirbelsäulenähe entfernt werden musste. Die Ärzte stellten ihm nach erfolgreicher Operation eine stationäre Nachbehandlung in Aussicht. Die Krankenkasse dagegen sprach kurzerhand von einem Bagatellfall. Mit dem Resultat, dass der junge Mann zur Nachbetreuung bei seinen Eltern einziehen musste. Nein, es geht nicht ums Auspielen Jung gegen Alt. In einem der teuersten Gesundheitswesen der Welt scheint jedoch an mehreren Fronten etwas faul zu sein. (TE)

Was ist Ihre Meinung?

Diskutieren Sie online mit.
Stichwort Polemik.



ANSICHTSSACHE von Max Dohner

Das ausgewalzte Eichhörnchen auf Asphalt ist Teil einer Installation. Und diese macht auf ein Jubiläum aufmerksam: Das Naturhistorische Museum Wien ist 125 Jahre alt, eines der bedeutendsten Naturmuseen der Welt. Vielleicht zeigt das Museum etwas kritischen Sinn, vielleicht sogar Reue, mindestens Selbstironie mit dieser sonderbaren Installation. Alle Erscheinungen der Natur ziehen den Menschen in den Bann.

Die Wissenschaft findet kein Ende, den Geheimnissen auf den Grund zu gehen. Wo beginnt das Tödliche an dieser Neugier? 30 Millionen Sammlungsobjekte befinden sich im Naturhistorischen Museum Wien - 30 Millionen! Müssen Abertausende von Tieren ausgestopft im Staub eines Museums enden? Wieso beobachtet man sie nicht so, dass sie am Leben bleiben?

FOTO: R. SCHLAGER/KEY